

Lese-Proben

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **13 (1933-1934)**

Heft 4-5

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

im Ungewissen bleiben, wer die Tat verübt hat, so wird uns diese Ungewißheit mit feiner psychologischer Begründung annehmbar und begreiflich gemacht. Nur dadurch entsteht jene echte Spannung, die ein Nacherleben ermöglicht. Schwerenbach ist sicher auch nicht der kalte Zyniker, als der er in manchen Teilen seines Buches erscheint. Er könnte sonst nicht Frauengestalten schaffen wie seine Jo Roland oder für Landschaften und Meerfahrten den offenen Sinn haben, den seine Schilderungen verraten. Ein Zug, der sich im „Meinand Resich“ schärfer ausprägt, ist auch im „Mord um Malow“ spürbar: die weltanschauliche Fundierung seiner Gestalten. Ist es dort der durch Bosheit und Tücke seiner Umwelt zum Menschenfeind gewordene Übersetzer, so hängt hier der geheimnisvolle Mord bei den ägyptischen Pyramiden mit den Weltverbesserungsplänen eines Finanzkönigs zusammen.

Ausnahmsweise darf auch von der buchtechnischen Ausstattung gesprochen werden. Sie zeigt sowohl beim „Commandant“ des Drell Füssli Verlages, als auch bei Inglin's „Jugend eines Volkes“ und Schwerenbach's „Mord um Malow“ eine bemerkenswerte Höhe. Es wäre erfreulich, wenn sich diese Höhe halten und weiterentwickeln ließe.

Wer also auf der Suche nach guter Ferienlektüre ist, kaufe sich einige der obigen Bücher, am besten alle vier. Es müssen ja nicht immer ausländische Mode-Autoren sein, denen wir unsere Gunst schenken!

Das Werk Inglin's „Jugend eines Volkes“ erscheint als erste Buchbeigabe

der „Schweizer Buchgemeinde“. Diese Vereinigung will alle alten Freunde des guten Buches sammeln und neue Freunde dazu gewinnen. Für einen bescheidenen Beitrag bietet sie ihre Monatschrift „Die Buchgemeinde“ und jährlich vier Buchbeigaben. Für dieses Jahr sind weiter vorgesehen: „Vom Südkreuz zum Polarstern“ von A. F. Tschiffeli, „Schweizer in der Fremde“ von Dr. Hans A. Wyß und Dr. E. Korrodi, sowie „Die Königsschmieds“ von Felix Moeschlin.

Wir haben schon in der Aprilnummer der „Schweizer Monatshefte“ (S. 50) über den Streit berichtet, der um die Buchgemeinden entbrannt ist. Man kann sich fragen, ob eine weitere Vertriebsstelle zwischen Verlag und Publikum eingeschaltet werden darf oder ob hierzu nicht doch der Buchhandel genügt. Aber abgesehen davon, daß die „Schweizer Buchgemeinde“ auch dem Buchhandel dienen und helfen möchte (was da und dort als unerwünscht empfunden wird), scheinen dem Kundigen doch diejenigen Recht zu haben, welche neue Wege und Impulse auch für den in allzu bequemen Geleisen festgefahrenen Buchhandel als notwendig erachten.

Der „Schweizer Buchgemeinde“ wünschen wir aber, daß sie ihr Ziel erreichen möge. Ihre Bemühungen werden nicht nur, wie bejorgte „Freunde“ meinen, den wenigen Autoren der Buchbeigaben zugute kommen, sondern, so hoffen wir zuversichtlich, dem gesamten schweizerischen Schrifttum.

Hermann Wiedmer.

Lese-Proben

Hans Fallada: Bauern, Bonzen und Bomben.
(Rowohlt, Berlin.)

„Der Zug ist noch nicht zwanzig Schritte weitergekommen, als Frerksen sich mit seinen Leuten in Trab setzt. Verständnislos starren die Bauern auf die vorbeilaufenden Polizisten. Nur die vordersten acht oder zehn Mann haben den Zwischenfall gesehen, aber auch die haben kaum verstanden, um was es sich handelte, so leise hat der Oberinspektor gesprochen.“

Frerksen hält beim Laufen den Griff des Säbels in der Hand, damit ihm die Scheide nicht zwischen die Beine kommt. Die Uniform behindert ihn. Er hat das Gefühl, als sähen alle Leute ihn an, der da auf der Fahrbahn läuft: die Bauern,

die Leute auf den Gehsteigen, die Bürger Altholms in den Fenstern ihrer Wohnungen. Er glaubt, er sehe sehr weiß aus, und versucht im Laufen, sein Gesicht zu befühlen (es ist rot), ihn friert. Plötzlich erinnert er sich, daß ihn die ganze Stadt nicht ausstehen kann, daß ihn nur Gareis hält.

„Daß Gareis schon in Urlaub ist! Daß er in seiner Wohnung sitzt! Er sollte mich nur so sehen, er würde mir helfen.“

Und, immer im Laufen, versucht er sich vorzustellen, wie Gareis diese Aufgabe lösen würde: „Dieser Dickbauch, würde er so laufen? Dieses fette Schwein, da sitzt er in seiner Wohnung. Klugscheißen würde er, die Leute mit dem Schmus kriegen. Ich, ich schmus nicht. Ich mag so was nicht. . .“

Hinter seinem Vorgesetzten läuft Oberwachtmeister Maurer.

„Was für ein Blödsinn!“ meditiert er. „Frerksen macht doch immer solchen Käse. Wo sind denn die anderen? Sollen wir drei etwa alleine —? Schmidt ist auch nicht mehr hinter mir. Na, jetzt ist es schon egal. Diese Dickköpfe. . . Die Fahne wollen wir schon kriegen.“

Und Oberwachtmeister Schmidt, dick und maßlos schwitzend, in weitem Abstand hinterdrein. „Natürlich ich, ausgerechnet ich darf wieder so laufen. Die Herren Kollegen lassen es sich auf dem Burstah wohl sein, und ich renne, daß ich einen Herzschlag kriege. Der dürre Langschinken Maurer kann so was mit seinen einhundertdreißig Pfunden, aber ich mit zwei Zentnern zehn. Ich muß was für mein Gewicht tun, eine Zitronenkur. . .“

Überraschend taucht an der Spitze des Zuges Frerksen auf. Er schaut sich nicht um, stürzt auf Henning zu, faßt den Schaft der Fahne, schreit atemlos: „Ich beschlagnahme die Fahne! Hören Sie, ich beschlagnahme die Fahne!“

Henning hört kaum hin, er hält mit beiden Händen die Fahne fest vor der Brust.

„Die Fahne gehört uns!“

Die Gruppe vorne will anhalten, aber der Zug ist in Marsch, drückt nach. Die nächsten Glieder wollen auch sehen, was da eigentlich los ist, die Fahne schwankt, alles strömt über, ein Gedränge, durch das sich gerade noch Oberwachtmeister Maurer pressen kann. Er greift instinktiv nach dem Fahnenchaft, den Frerksen hält, die Fahne kommt ins Schwanken, neigt sich, fällt. Blechern klirrt auf dem Pflaster die aufschlagende Sense.

Frerksen bekommt von hinten einen Stoß, dreht sich halb um, zwei zorn-glühende Augen starren ihn an, zwei Fäuste drohen, eine Stimme droht: „Weg mit deinen dreckigen Händen von unserer Fahne!“

Wieder ein Stoß. Ein Schlag. Viele Schläge auf die Schulter. Da ist Maurer, er zerrt vorne an der Fahne, die Henning hinten hält. Nun fällt er über ein Bein. Maurer liegt am Boden, immer noch den Fahnenchaft, an dem mit Henning drei, vier Bauern hängen, in den Händen. Halb fällt das Fahnentuch über ihn.

„Wo ist Schmidt? Wo ist die Kriminalpolizei? Dies geht schief,“ denkt Frerksen. Schläge fallen auf ihn.

Er wirft sich mit dem Rücken gegen die Andrängenden, bekommt einen Augenblick Luft, reißt den Säbel aus der Scheide. . .

Eine Hand umklammert seinen Arm, er sieht in das mutweiße Gesicht jenes Mannes, der ihn vorhin vom Fahnenträger wegjagte, wegstieß. Pabberg befiehlt: „Weg mit der Plempe, Mann!“

Sie zerren. Frerksen will den Arm freibekommen, um zuzuschlagen. All diese Gesichter sind voll Haß und drüben die Gesichter in den Fenstern voll Neugier. Der Mann dreht an seinem Gelenk, die Knochen knacken: der Säbel klirrt auf dem Pflaster. Noch sieht er ihn blinken zwischen den Füßen, nun tritt ein Fuß darauf, ein Bein schiebt sich davor.

Frerksen hat die Hand freibekommen. Er greift in die Pistolentasche. Drüben steht Maurer mit gerötetem Antlitz. „Pistolen raus!“ schreit Frerksen mit überschlagener Stimme. „Bahn frei!“

Jrgendwie öffnet sich eine Gasse vor ihm, er stolpert entlang, halbblind hinter der verrutschten beschlagenen Brille, leuchend vom Kampf. Nun ist er auf dem Bürgersteig der anderen Seite, die Leute treten auseinander. Ihre Gesichter werden schein, wenn sie ihn ansehen. . .

Er lehnt gegen eine Hauswand. . . Zu ihm kommt Maurer: „Das ging schief. Wir sind zu wenige.“

Über dem Bauernzuge erscheint, hoch, mit flatterndem schwarzen Tuch, die Fahne. Verbogen die Sense, aber die Fahne weht. Und der Zug marschiert weiter.“

„Mord um Malow“ von Wolf Schwertenbach. (Montana-Verlag A.-G., Horw-Luzern-Leipzig.)

. . . Damit machte sich Krause wieder an seinen Fläschchen und Reagenzgläsern zu schaffen, rollte die Hemdärmel nach hinten und band sich eine fleckige Schürze um. Bald darauf klopfte es nochmals. Unter der Tür erschien ein jüngerer, hagerer Herr — überaus höflich, den grauen Filzhut in der Hand.

„Bin ich hier richtig? Herr Apotheker Krause?“

Zwei mißtrauische Augen schauten den Sprecher über die Brille hinweg von der Seite an.

„Stimmt! Treten Sie ein! Leider habe ich nicht viel Zeit, da ich mitten in einer chemisch-pharmazeutischen Untersuchung stecke. Sie brauchen sich aber nicht zu fürchten; was ich da über der Spiritusflamme koche, ist in diesem Stadium nicht explosiv!“, dozierte Krause, seinen „Sauertrautschnurrbart“ mit der Handfläche zurückstreichend.

Sein Besucher verzog die Nase. Der Athergestank erinnerte ihn unangenehm an eine schmerzhafteste Zahnoperation.

„Ich werde Sie nicht lange stören, Herr Krause. Ich komme im Auftrag von Fräulein Andersen, die mir telegraphierte, daß . . .“

„Sie kennen sie persönlich?“, fragte der Apotheker schulmeisterlich, während er die Spiritusflamme etwas höher schraubte.

„Richtig! Ich vergaß zu sagen, daß die Depesche eigentlich an die Vereinigten Stahl- und Hüttenwerke, die Muttergesellschaft Dr. Malows, gerichtet war. Sie verstehen jetzt?“

„Nicht das Geringste — aber ich habe mich nie mit geschäftlichen Angelegenheiten befaßt.“

„Vielleicht wissen Sie wenigstens, daß der flüchtige Direktor Andersen auch in diesem Konzern arbeitete?“

„Wieso, als Hoteldirektor in Konstantinopel? Nein, das ist mir ganz neu. Was hat ein Hoteldirektor mit einem Stahltrutz zu tun? Das begreife ich nicht. Aber, wie gesagt, ich habe mich nie mit . . .“

„Das ist nichts Ungewöhnliches, Herr Krause, die großen Industriekonzerne besitzen die unglaublichsten Beteiligungen und Portefeuilles. Risikoverteilung, wissen Sie. So ist Ihnen doch beispielsweise die Stinnes-Gesellschaft bekannt?“

„Sie meinen wohl den verkrachten Hugo Stinnes? Nein, ich kenne ihn nicht, aber er ist mir unsympathisch. Einen Augenblick, die Geschichte beginnt jetzt zum dritten Mal zu kochen, was eigentlich nicht unbedingt erforderlich ist, aber . . .“

„Schweigen wir nicht ab, Herr Krause!“

„Von was ab, Herr —?“

„Vom Auftrag, der mich zu Ihnen führte.“

„Auftrag? — Ach so!“

„Fräulein Andersen läßt Sie bitten, mir die Aktenmappe Ihres Bruders auszuhandigen. Sie bedankt sich für Ihren lebenswürdigen Brief, und bittet Sie, gelegentlich in München bei ihr vorbeizukommen.“

Die laute Stimme seines Besuchers schien dem interessiert arbeitenden Krause auf die Nerven zu gehen; er stopfte sich Wattebäuschchen in die Ohren und murmelte:

„Ja, wer hätte gedacht, daß dieser reizende Mensch, mit dem ich von Konstantinopel nach Kairo fuhr, als Mörder verfolgt würde! Ein wie schlechter Menschenkenner bin ich doch!“

„Ja, wer hätte das ahnen können? Vielleicht gibt der Inhalt der Mappe einige Aufklärung. Aber warum haben Sie sie bis heute behalten, statt sie der Polizei in Kairo abzugeben? Das hätten Sie doch eigentlich tun sollen!“

„So, glauben Sie? Das kann ich ja immer noch! Bin ich ein Rechtsanwalt, der so was weiß? Habe ich Ihnen noch nicht gesagt, daß ich mich noch nie mit geschäftlichen Dingen befaßt?“

Mit diesen Worten schüttelte Krause ein Reagenzglas, aus dem einige gelbe Tropfen zischend auf den Tisch fielen.

„Was machen Sie da?“

„Weshalb fragen Sie? — Sind Sie auch Chemiker?“

„Nein.“

„Ein pharmazeutischer Versuch, an dem ich schon lange laboriere. — Schade, daß Sie nicht Chemiker sind. Sie würden staunen!“

„Sie arbeiten also sogar auf der Reise? Im Hotel?“

Herr Krause überhörte diese Frage und warf ein paar braunrote Kristalle in das Reagenzglas.

„Selbstverständlich sind Sie alle Unannehmlichkeiten mit der Polizei los, sobald Sie mir die Mappe übergeben haben!“

„Glauben Sie wirklich?“

„Gewiß!“

„Und Fräulein Andersen?“

„Sie hat das Recht, über das Eigentum ihres Bruders zu verfügen.“

„Bestimmt?“

„Ja, zweifellos.“

Krause schnupfte einigemal bedächtig, überlegte lange und erwiderte dann trocken:

„Am Ende ist es doch das Beste, wenn ich die Mappe noch heute der Kriminalpolizei übergebe, damit Sie und ich aus der Sache heraus sind!“

Der junge Mann wurde etwas verlegen, zuckte die Achseln und warf ein: „Über vielleicht enthält die Mappe Papiere rein persönlicher Natur, die nur Fräulein Andersen etwas angehen!“

„Das weiß ich nicht, sie ist verschlossen. Aber da Sie mich nun einmal ängstlich gemacht haben, trage ich sie doch lieber selbst zur Polizei . . . bitte keine Widerrede! Wie wollten Sie Fräulein Andersen überhaupt die Mappe zustellen?“

„Ich beabsichtigte, morgen früh damit nach München zu fliegen.“

„Wie, fliegen? Auch dieser Gefahr wollten Sie sich noch aussetzen? Kennen Sie Fräulein Andersen denn persönlich?“

„Ja, ich kenne sie von Konstantinopel her.“

„Sie waren also auch schon dort? Da schau her! Eine märchenhafte Stadt, nicht wahr?“

„Schweifen wir nicht ab — Herr Krause.“ Man merkte am Ton, daß Dr. Bester die Geduld riß; nervös rief er:

„Ich bitte Sie nochmals um die Mappe, damit ich meinen Auftrag morgen erledigen kann!“

„Gemach, gemach, junger Mann,“ beruhigte ihn Krause und läutete dem Zimmermädchen:

„Bitten Sie den Portier, den nächsten Schupo heraufzuschicken!“

„Jugend eines Volkes“ von Meinrad Inglin. (Montana-Verlag A.-G., Horw-Luzern-Leipzig.)

... Nach Mitternacht stieg er zum See hinab und ruderte ans Urner Ufer. Da warteten schweigend sechs Männer, der dunkelbärtige kluge Talamann Burkhard Schüpfer, Wernher von Silenen, Ministerial der Zürcher Abtissin, der Edle Ulrich von Uttinghufen mit seinem Sohne Wernher, der Ritter von Seedorf mit der von Spiringen. Er nahm sie in sein Schiff und fuhr wortlos zwischen die nächtigen Felsklüfte hinaus, dem verborgenen Ufer zu, das er geächtet als erster betreten hatte. Sowie er anfuhr, kamen die dunklen Gestalten der Kernwalbleute aus dem Tann ans Wasser herab. Auf der schwarzen Seefläche glitt das Schiff der Switzer heran, ihr Ferge hob sich groß vom östlichen Himmelstrand ab; dort begann es zu tagen.

Die Boten gaben sich die Hand, aber eh sie zur Reute aufstiegen, berichtete der Ammann Stauffacher von Steinen grollend, daß der Schwanauer Vogt sich drüben in der Nacht herumgetrieben und einen Knecht auf die Lauer ans Brunner Ufer gelegt habe. Man werde vor Besuchern auf der Hut sein müssen, ein Schiff liege noch drüben, auch Arnolds Einbaum, und wenn ein Spürhund keinen Fährmann nach Thietgers Rütli finde, rudere er wohl selbst auf die Suche.

Thietger lachte in den Bart ob solcher Sorge. „Geht nur hinaus!“ rief er beruhigend, zog sein Schiff wieder ab und fuhr, indes die Boten seinem Rütli zustiegen, mit kräftigen Stößen ans Brunner Ufer.

S kaum hatte er vor Arnolds Hof gelandet, da trabten sechs Reiter auf ihn zu und sprangen ab. „Du bist Thietger, der Urner Fährmann?“ rief der vorderste, das war der Schwanauer Vogt.

Thietger nickte.

„Fahr uns zur Versammlung. Du wirst wissen, wohin! Wir haben mit den Leuten zu verhandeln.“

Thietger bewegte verneinend langsam den Kopf.

„Die Switzer fuhren von hier gegen Uri. Du weißt, wo sie gelandet. Vorwärts!“ Der Vogt stieg mit vier Bewaffneten in das Schiff, ein Knecht blieb mit den Rossen am Ufer.

Thietger bedachte sich, dann stieg er brummend ein, packte die Ruder und fuhr gegen Uri. Mitten auf dem See begann er nach drei mächtigen Jauchzerstößen mit dröhnender Kehle zu jodeln.

„He, das kannst du bleiben lassen!“ schrie der Vogt. „Davon haben wir die Ohren schon lange voll. Wir wollen Ruhe auf der Fahrt.“

Der Ferge aber hörte nicht auf, so wütend der Vogt es auch befohl; gewaltig jodelnd fuhr er vor dem jungen Morgen her am Rütli vorbei gegen Uri zu.

„Das Schiff der Switzer hielt hier mehr rechts,“ schrie ihm der Vogt in die Ohren. „Wo fährst du hin?“

Thietger nickte, und da sie am Rütli vorbei waren, hielt er mehr rechts und landete an der Mündung des steilen, dichtbewaldeten Jsentales. „Sucht sie da oben!“ sagte er, und als sie mißtrauisch sitzen blieben, stieg er aus.

Sie folgten, aber der Vogt trat dicht an ihn heran, ergriff seinen Arm und sagte hart, eindeutig: „Wir werden uns von dir nicht übertölpeln lassen. Du wirst uns jetzt zum Ort begleiten, wo die Boten versammelt sind; doch von hier aus, vermut ich, dürftest du nicht zu finden sein.“

„Sucht selber, ich fahre jetzt nach Uri,“ antwortete Thietger und nahm mit der Linken die Hand des Vogtes ruhig von seinem Arm.

„Die Präge weg!“ schrie der Vogt wütend, indem er seine Hand der umklammernden Faust entriß, und, als Thietger sich wieder dem Schiff zuwandte: „Bindet ihn!“

Die vier Bewaffneten stürzten sich auf den Fergen; der schlug sogleich mit beiden Fäusten aus und sprang in gewaltigen Sätzen zum steilen Waldrand hinauf, um sich dort zu wehren; aber da ihn ein Spieß schon blutig am Schenkel streifte, ein Knecht zu erneutem Wurf ausholte, ein anderer die Armbrust spannte und er selber ohne Schild und Waffen nichts dagegen vermochte, schloß er ins Unterholz und floh, vom Vogt und drei Begleitern wie ein weidwunder Hirsch verfolgt, durch den Wald hinauf. Er legte sich aber hinter den ersten Felsblock, ließ sie vorbeikeuchen und rannte durch den Wald ab ans Ufer zurück. Den Wächter beim Schiffe packte er an den Hüften und warf ihn in den See.

Er stieß das Schiff ab, sprang ein und ruderte, daß die Stangen sich bogen, denn droben krachten im Gehölz auch schon die Sprünge der Verfolger wieder. Dreißig Längen hatte er gerudert, da stoben sie aus dem Waldrand fluchend ans Wasser zurück. Ihre Pfeile erreichten ihn nicht mehr, aber ihre Flüche und die Drohung des Vogtes: „Nur zu, verdammter Unflath, dich werden wir zu finden wissen!“

„Hohoho,“ lachte Thietger. „Harus!“ schrie er, und „Zuhuu“, indes er lassener ruderte und dem schwer zugänglichen Ufer entlang zum Rütli fuhr.

Die Ländlerboten, die ihm zugeschaut hatten, wie er mit den Fremden jodelnd vorbeigefahren, lagerten vor seiner Hütte, als er heimkam, und fragten ihn aus. Er erzählte unter beifälligem Gelächter sein Abenteuer; doch lachten nicht alle, der

einseitige Herr von Attinghusen schüttelte den Kopf, und der Ammann Stauffacher schimpfte: „He, du Tor! Du hast's wohl gemeint, aber übel getan. Niemand soll die Fremden reizen, das ist ausgemacht. Jetzt sind sie noch mächtiger als wir. Sie werden die Nase auf deiner Spur halten, Thietger, und werden dich finden, wenn du dich nicht versteckst. Laß dein Rütli, geh in die Urner Berge zurück, dorthier bist du ja auch gekommen. Der Bogt wird von uns begehren, daß wir dich ausliefern. Wir werden dich verleugnen müssen, um dich nicht zu verraten, und keinen Thietger mehr kennen dürfen. Es wäre auch klug, dich künftig anders zu nennen, . . . du heißest ja bei den Urner Leuten . . . ja wie denn?“

Thietger schwieg, man wußte nicht grollend oder gefügig, aber Mechthild, die neben ihn getreten war, antwortete ertönd: „Der Tell!“

Aus Zeit und Streit

Randbemerkungen.

Nun ist das Suisse home in der Cité Universitaire von Paris — so heißen doch wohl das Gebäude und die Einrichtung — eingeweiht. Wie verhält es sich doch mit dieser Sache? So wie in Rom die verschiedenen Nationen ihre Collegia haben, an denen die jungen katholischen Geistlichen in der wahren Lehre an der Schwelle der Apostel erzogen werden, so haben die meisten Völker in Paris für ihre studierende Jugend Häuser gebaut und Einrichtungen getroffen, damit jene im Mittelpunkt der Welt lerne, was wahre Wissenschaft und Humanität sei. Das hat einige Nachteile zur Folge: einmal sollte man meinen, daß die fremde Sprache weniger gut im Kreise von Landsleuten als in fremder Umgebung gelernt wird. Sodann ist die innere Unabhängigkeit, wenn sich der Student selber seine Unterkunft und seinen Unterhalt wählt, besser gewährleistet, als wenn ihm alles und namentlich auch sein Verkehr und Umgang vorbereitet wird. Leicht kann es geschehen, daß er von Paris das sieht, was man mit Vorzug zeigt und vornehmlich die Leute spricht, die man ihm gerne zur Seite stellt. Wie ersprießlich ist es z. B., das kleinere Volk durch die

„Philister“ kennen zu lernen, bei denen man seine Bude mietet und dem Studierenden zu überlassen, seine Erfahrungen selbst zu machen. So aber kommt bei einem durch Verordnungen geregelten Aufenthalt in Paris ein wenig das hinaus, was der Fremde in Moskau zu sehen bekommt: das Musterhospital, die Musterchule, das Idealgefängnis usw.

*

Das berühmte „Journal de Genève“ ist in andere Hände übergegangen. Das steht fest. Nicht bloße Neugierde stellt die Frage, in welche? Richtig ist doch auch, daß die Berufung des Herrn Eduard Martin als Geschichtsprofessor an die Eidgenössische Technische Hochschule damit in Zusammenhang hängt und daß seither ein französischer Publizist sich sehr häufig über die Angelegenheiten der Außenpolitik in dem Blatte vernehmen läßt. Daß unsere Frage keine Antwort erhalten wird, ist zu erwarten; aber deshalb ist sie nicht müßig und sei daher wiederholt: wem gehört das „Journal de Genève“?

F r i s c h h e r z.